

0. Einleitung

(Wie unterscheiden wir zwischen Wahrnehmung und Illusion?

Hinsichtlich der Perzeptionen, die wir machen, können wir zwischen Wahrnehmung und Falschnehmung nicht unterscheiden. Erst wenn wir die bisherige Perzeption durch eine neue Perzeption abgelöst haben, können wir von der neuen Perzeption aus die frühere Perzeption als Illusion bestimmen. Solange wir Wasser in der Wüste sehen, können wir zwischen Wasser und Fata Morgana nicht unterscheiden. Erst wenn wir in der Wüste kein Wasser sehen, können wir das vorgängige Wasser-Sehen als Fata Morgana bestimmen: von dieser neuen Perzeption aus, hinsichtlich derer wir wieder nicht zwischen Wahrnehmung und Falschnehmung unterscheiden können.)

Josef Mitterer, Die Flucht aus der Beliebigkeit¹

Mit der vorliegenden Arbeit verfolge ich zwei miteinander eng verknüpfte Ziele:

- Erstens sollen die Texte der Rubrik »Schatzchäschtli« – und damit diese selbst – textlinguistisch beschrieben werden. Dazu kategorisiere ich die Texte so, dass ich die **»Schatzchäschtli«-spezifischen Textsorten** herausarbeiten, bestimmen und beschreiben – und ihnen die einzelnen Texte des Gesamtkorpus zuordnen kann.
- Zweitens gehe ich, soweit als möglich an den Texten selbst, der Frage nach, wie Menschen dazu kommen, relativ bis reichlich Privates in die Öffentlichkeit zu tragen – also der Frage nach dem **Verhältnis zwischen Intimität und Öffentlichkeit** bzw., das hat sich im Verlauf der Untersuchung ergeben, zwischen **Anonymität** und Öffentlichkeit.

Die praktische Beschäftigung mit den Einzeltexten eines umfangreichen Korpus mit dem Ziel, sie bestimmten – aus ihnen selbst gewonnenen – Textsorten zuzuordnen und diese zu beschreiben, ist dem systematischen **Botanisieren** verwandt. Man darf sich, vor allem dann, wenn es sich um **noch nicht beschriebene und benannte Textsorten** handelt, ein wenig wie ein linguistischer Linné vorkommen. Oder wie weiland Nabókov², der Schmetterlingsfänger. Mit dem Unterschied allerdings, dass man Texte, wenn man sie sortiert³ und (magisch?) bespricht und für andere Leserinnen und Leser bewahrt, nicht tötet, sondern am Leben erhält.

Denn auch Texte sind Lebewesen, werden geboren und wachsen, interagieren mit uns, sind auf uns angewiesen, stellen sich tot, wenn keiner sie liest, oder sterben, wenn sie in Autodafés oder Bibliotheksbränden brennen. Wer vermöchte – wie legitimiert? – das Gegenteil zu behaupten? Eine Leserin oder ein Leser wohl kaum.

Wenn, um im biologischen Bild zu bleiben, die Grossromane von Joyce oder Musil so etwas wie Bäume oder gar Wälder sind, fraktale Riesengebilde von hochkomplexer Struktur⁴, die ein Ein-

¹ Mitterer (2001, 89).

² Vladimir **Nabókov** (1899-1977), russisch-amerikanischer Schriftsteller und passionierter Schmetterlingsfänger.

³ Einen irritierenden Beitrag zur Problematisierung von Kategorisierungen hat **Otto E. Rössler**, der in Tübingen lehrende Biochemiker und Entdecker des Rössler-Attraktors, anlässlich eines Referats in der »Freien Vereinigung Gleichgesinnter Luzern« am 18. Februar 1997 mit dem so poetischen wie maliziösen Satz geliefert: »Niemand weiss, ob die Delphine Tiere sind.«

⁴ **Luc Ciampi** (1997) hat in seinem bahnbrechenden Werk nicht nur die emotionalen Grundlagen des Denkens höchst plausibel dargestellt, sondern im Zusammenhang damit ein Modell zur Fraktalität der Affekte vorgeschlagen, auf das ich leider im Rahmen dieser Arbeit nicht eingehen kann. Auch wenn Ciampi selbst die Frage aufwirft, »ob von Fraktalität im strengen Sinne nur innerhalb eines gleichartigen Phänomenbereichs – etwa einer bestimmten Landschafts-, Pflanzen- oder Tierform – oder auch über solche Grenzen hinweg bis zu Systemen die Rede sein darf, die sich durch die Emergenz von grundsätzlich neuen Eigenschaften auszeichnen«, so kann m.E. durchaus von einem **Text** als von einem **fraktalen Gebilde** gesprochen werden, insbesondere, wenn man die von Ciampi formulierte Definition von **Emergenz** in die Überlegungen einbezieht. »Eine solche Emergenz«, schreibt Ciampi weiter, »liegt beispielsweise beim Übergang vom Atom zum Molekül, vom Einzeller zum Vielzeller, vom Fisch zum Reptil oder vom Individuum zur Gesellschaft vor. Nie kann die höhere Ebene aus den Eigenschaften der niedrigeren restlos erklärt werden.« (1997, 151f). Auch ein **Text** – als »höhere Ebene« verstanden – kann nie restlos aus den Eigenschaf-

zelter im Zusammenspielen mit dem, was man gemeinhin ›die Welt‹ nennt, geschaffen hat, dann sind »**Schatzchäschtli**«-**Texte** – oft genug mehr Fragment aus grösseren, nicht niedergeschriebenen Texten als Texte im üblichen Sinn – **Mikroorganismen**, die in einem emotionsfeuchten Kleinbiotop, der Inseraten-Rubrik »Schatzchäschtli« des Zürcher TAGES-ANZEIGERS, nicht weltbewegend, aber doch prächtig gediehen und noch immer gedeihen.

Da man einerseits, um überhaupt **Textsorten** – also Gruppen von Texten mit festschreibbaren Gemeinsamkeiten – bestimmen und beschreiben zu können, die Einzeltexte eines definierten Korpus – die man hinterher wieder den Textsorten zuordnen kann – lesen muss, andererseits aber gar nicht lesen kann, ohne zu interpretieren, und das heisst ja immer auch im Hinblick auf ein Erkenntnisinteresse zu interpretieren, liegt die Gefahr des hermeneutischen Zirkels nahe. Ihm ist nur durch Flucht nach vorne wenn nicht zu entgehen, so doch ein wenig auszuweichen. Etwa dadurch, dass ich einzelne Texte (vor allem in 6.1.) **exemplarisch so** interpretiere, dass an ihnen die Fragwürdigkeit einer mehr als summarischen Kategorisierung deutlich werden kann.

Zugleich Vor- und Nachteil bei der Interpretation von »Schatzchäschtli«-Texten ist der Umstand, dass man sie gewissermassen **textimmanent** interpretieren muss. Das heisst freilich nicht, man könne nicht Lokal- und Zeitumstände einbeziehen und tue dies – als Zeitgenosse – nicht ohnehin. Aber: Ich ›weiss‹, wie (fast) alle (nicht direkt beteiligten) Leser-Innen, weder vom Produzenten noch vom Erstadressierten etwas, was nicht ›im Text‹ stünde. Ich muss also weit mehr, als wenn ich sie kennte, über sie und ihre Intentionen **aus dem Text selbst** zu erfahren versuchen, schliesse auch etwa, aufgrund von Lexik und Syntax, auf den Ausbildungsgrad von Produzent und Erstadressiertem, höre Fehltöne heraus, emotionale Zwischenlagen – und gehe vielleicht mehr oder weniger regelmässig in die Irre. Vollends dann, wenn ich einen konkreten Text aufgrund der **von mir selbst als solcher definierten Hauptilokution** – dessen also, was der Produzent in erster Linie hat ausdrücken oder ›sagen‹ wollen – einer bestimmten Textsorte zuweise.⁵ Damit befinde ich mich in einer ähnlichen Lage wie ein Elementarteilchenphysiker, der den Teilchen, **indem** er sie beschreibt, Eigenschaften zuschreibt. Mit Voraussetzungen und Verfahren übrigens, die nur deshalb ›komplexer‹ und ›genauer‹ als linguistische oder andere so genannt geisteswissenschaftliche erscheinen, weil sie – ihren ›Gegenständen‹ entsprechend – teilweise mathematisierbar bzw. wohldefinierte Zwischenschritte apparativ ›messbar‹, mithin ›sichtbarer‹ sind. Dennoch gilt auch für die so genannten Naturwissenschaften, dass jede Beschreibung zu allererst Zuschreibung ist.⁶

Schon deshalb schränke ich die Geltung meiner Aussagen von vornherein ein: Ich sage nicht, wie ›es **ist**‹, sondern lediglich, wie ›es‹ sein **könnte**. Mit andern Worten: Ich schlage Deutungen und Modelle vor *im Bewusstsein*, dass es (*meine*) Deutungen und Modelle sind und dass Deutungen und Modelle, die von *andern* Voraussetzungen ausgehen – etwa davon, dass man grundsätzlich sagen **könne**, wie etwas jenseits des Diskurses ›ist‹ – für den, der sie vertritt, ebenso stimmig sein können wie meine eigenen Deutungen und Modelle mir stimmig erscheinen. Das ist kein Bekenntnis zur Beliebigkeit, sondern der Versuch, möglichst in jedem Moment des Diskurses intellektuell redlich zu sein.⁷

ten der »niedrigeren« – etwa der Sätze oder Wörter – erklärt werden. – Ulrike **Grein** Gamra (1999) hat m.E. erfolgreich versucht, Wolframs *Parzival* chaostheoretisch zu beschreiben.

⁵ Textsorten *bestimme* ich, wie nicht anders möglich (vgl. 4.5., 5. und 6.1.), **funktional** und *beschreibe* sie, wie ebenfalls nicht anders möglich, sowohl **funktional** als auch **formal**.

⁶ Man sollte darum, denke ich, wenn man die Wissenschaften miteinander vergleicht, das **Gemeinsame** betonen, statt, wie leider seit **Diltheys** Scheinopposition zwischen ›erklären‹ und ›verstehen‹ oder vollends seit C. P. **Snows** Rede von den »Two Cultures« üblich, das **Trennende**. Überdies ›zerfällt‹ **Descartes'** ›res extensa‹ auf der atomaren und subatomaren ›Ebene‹ in Energiequanten, denen, wenigstens in seinem Sinne, keine ›Ausdehnung‹ zugeschrieben werden kann. Es ist wohl – wie die Chaostheorie lehrt – alles eine Frage des Massstabs. Oder eben: des gewählten Modells.

⁷ So banal **epistemologische Einsicht** und daraus gefolgerte **ethische Haltung** sein mögen: Mir scheint, man merke merkwürdiger Weise der Mehrzahl so genannt wissenschaftlicher Texte weder die eine noch die andere an. Und muss doch sofort einräumen, dass man sie auch in den eigenen Texten zählen kann, die inkonsequenten ›tatsächlich‹ und ›in der Tat‹, als Indikatoren einer sozialisationsbedingten Wirklichkeits-, Welt- und Erkenntnisauffassung, der ich doch grade, mindestens für mich selbst, entgegenzuwirken versuche.

Auch wenn es – mit Ausnahme vielleicht des weiter greifenden Exkurses 4.4. – in **allen** Kapiteln **explizit** um das »Schatzchäschtli« und um »Schatzchäschtli«-**Texte** geht und wenn auch die hier angestellten Überlegungen und vorgestellten Modelle zu Text- und Texteverstehen oder zur Bestimmung und Beschreibung von Textsorten erklärermassen »Schatzchäschtli«-Texte zum Ausgangspunkt und deren *angemessene* text(sorten)linguistische Beschreibung zum Ziel haben, heisst das noch nicht, sie seien deshalb *ausschliesslich* für »Schatzchäschtli«-Texte brauchbar. Dies gilt m.E. insbesondere für den im Rahmen dieser Arbeit zur Diskussion gestellten und erprobten Begriff des ›**Textsortenmusters**‹ (6.1.) und dessen bei der Beschreibung einer Textsorte gesonderte Darstellung. Und es gilt freilich, über die Textsortenlinguistik hinaus, noch stärker für das (in 4.4.) skizzierte ›**energetische**« **Text- und Textverstehensmodell**

Die Arbeit ist wie folgt **gegliedert**

- Anschliessend an die Einleitung stelle ich in **Kapitel 1** Voraussetzungen, Funktionieren und Funktion der Rubrik »Schatzchäschtli« und damit einen wichtigen Teil der Handlungsbedingungen von »Schatzchäschtli«-Produzenten und -rezipienten dar. Im Vorausgriff auf besonders erfolgreiche, *spezifische* »Schatzchäschtli«-Textsorten gebe ich zudem, gewissermassen zur Einstimmung und/oder zum Kennenlernen, eine Anzahl ›Such-«, ›Beziehungs-‹ und ›Chat-Texte‹ wieder.
- In **Kapitel 2** wird, wiederum vorausgreifend, eine zentrale These zu »Anonymität und Öffentlichkeit« vorgetragen, die möglicherweise die Rezeption der folgenden »Schatzchäschtli«-Texte beeinflusst. Dies Letztere hat den Vorzug, dass die Leserin und der Leser vielleicht für die Problematik zusätzlich ›sensibilisiert‹ werden und meine Argumentation vermehrt auf Nachvollziehbarkeit für sich selbst überprüfen wollen.
- **Kapitel 3** stellt die verschiedenen Korpora, auf die sich meine Untersuchungen stützen, vor und bietet die Gelegenheit zum zahlenmässigen Vergleich zwischen in die Korpora aufgenommenen und im TAGES-ANZEIGER erschienenen Texten.
- In **Kapitel 4** beschreibe ich, weil mir dies als Voraussetzung für die Kategorisierung von Textsorten unumgänglich erscheint, die von mir verwendeten Text- und Textverstehensmodelle.
- **Kapitel 5** befasst sich, immer freilich im Blick auf die »Schatzchäschtli«-Texte, mit der aktuellen Forschungslage zur Textsortenproblematik und mit der Bildung von Textsortenklassen für »Schatzchäschtli«-Texte.
- **Kapitel 6** – die eigentliche textsortenlinguistische *pièce de résistance* – bietet zunächst einen Überblick über die zehn kategorisierten Textsorten und gibt Auskunft über deren approximative Verteilung auf die Gesamtheit der »Schatzchäschtli«-Texte. Dann werden – in 6.1. exemplarisch – die einzelnen Textsorten, Textsubsorten und Text(sub)sortenvarianten beschrieben und mit einer Fülle von Texten belegt. Überdies führe ich in 6.1. den mir sinnvoll und viabel⁸ erscheinenden Begriff ›*Textsortenmuster*‹ ein und stelle konsequenterweise in der Textsortenbeschreibung (*obligates*) ›Textsortenmuster‹ und (*fakultative*) ›Textsortenmerkmale‹ gesondert dar.
- In **Kapitel 7** sind die Untersuchungsergebnisse zusammengefasst.
- **Kapitel 8** ist ›abschliessend‹ dem Problemfeld ›Anonymität und Öffentlichkeit‹ im »Schatzchäschtli« gewidmet.

⁸ **Viabilität** ist ein von Ernst von **Glaserfeld** in den philosophischen Diskurs eingeführter Terminus und wird von ihm folgendermassen umschrieben: »Wenn eine Problemlösung, sei es ein Begriff, ein erklärendes Modell, eine Theorie, oder ganz allgemein eine Handlungs- oder Denkweise in einem Erfahrungsbereich funktioniert und erfolgreich ist, dann spricht der Konstruktivist von ›Viabilität‹. Das könnte man etwa als ›Gangbarkeit‹ verdeutschen, denn das bedeutet keinerlei Exklusivität, sondern legt nahe, dass auch andere Wege möglich sind. (...) Viabilität beschreibt einen Weg, der durch eine Landschaft von Schranken und Hindernissen führt, und darum weder willkürlich noch ganz beliebig ist.« Glaserfeld (1998, 30).

Eine Bemerkung zum Schluss:

Der vorliegende Text ist ausdrücklich **nicht nur für linguistisch Interessierte** geschrieben, sondern auch für Leserinnen und Leser, die sich gern mit »Schatzchäschтли«-Texten beschäftigen. Ich habe deshalb einerseits versucht, **Fachjargon** so weit als möglich zu **vermeiden** (oder doch zu erklären), andererseits **möglichst viele** »Schatzchäschтли«-Texte transkribiert oder – in selteneren Fällen – ausgedruckt.

Dennoch – hoffe ich – widersetzt sich der Text durch seine Form (auch wegen der ausgiebigen, keineswegs nebensächlichen Fussnoten) der kursorischen, diagonalen Lektüre.

Ganz Eilige seien auf die Zusammenfassungen verwiesen.